

Lielquecke

ANGERLÄNDER HEIMATBLÄTTER

Nr. 13

Herausgegeben vom Verein »Lintorfer Heimatfreunde«

Mai 1953



Heimatlicher Wald

*Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben,
So lang noch meine Stimm erschallt.
Lebe wohl,
Lebe wohl, du schöner Wald!*

*Tief die Welt verworren schallt,
Oben einsam Rebe grasen,
Und wir ziehen fort und blasen,
Daß es tausendfach verhallt:
Lebe wohl,
Lebe wohl, du schöner Wald!*

*Banner, der so kühle wallt!
Unter deinen grünen Wogen
Haast du tren uns auferzogen,
Frommer Sagen Aufenthalt!
Lebe wohl,
Lebe wohl, du schöner Wald!*

*Was wir still gelobt im Wald,
Wollens draußen ehrlich halten,
Ewig bleiben treu die alten:
Deutsch Panier, das rauschend wallt,
Lebe wohl;
Schirm' dich Gott, du schöner Wald!*

J. v. Eichendorff

IM SCHATTEN DES WALDES

Der Wald ernährt den Menschen ebenso wie Feld und Meer. Aber keine andere Tätigkeit bringt den Menschen der Natur so nahe wie die Arbeit im Walde. Fischer und Ackerbauer bleiben an der Oberfläche. In den Wald aber dringt der Mensch ein, er versinkt in ihm wie der Taucher im Wasser; das grüne Element umfängt ihn von allen Seiten und verdeckt ihm Fernblick und Horizont.

Der Einfluß des Waldes auf den Menschen ist unermesslich. Sein ganzes inneres Wesen, sein Ethos, seine Gewohnheiten und seine Religion, alles bildet sich im Schatten des Waldes, und aus dem grünen Waldesrauschen keimen seine Vorstellungen von sich selbst und der Welt auf. Wir haben

vergessen, daß die europäische Kultur im Walde ihren Ursprung hatte. Die ersten Götter waren Waldgötter. Unser Mythos ist ein Waldmythos.

Die anfängliche Verbreitung der Kultur in Europa war gleichbedeutend mit der Vernichtung der Wälder. Der Mensch des Bronzezeitalters verstand schon einen Balken zu verarbeiten und einen nicht allzu großen Baum zu fällen. Er vermochte aber nicht, einen Wald auszuroden; darum brannte er ihn nieder. So machten es die Kolonisten in Amerika, so haben es die Germanen und Slaven gemacht; die Ortsnamen mit den Endungen auf „brand“, „schwand“, „schwende“, „reit“, „hag“ sind Erinnerungen an die alte „Brandkultur“.

Mit dem Walde ringend, stellte sich der Mensch dennoch unter seinen Schutz, wenn ihm ein Feind drohte. Keine natürlichen Grenzen kommen dem Walde gleich, weder Wasser noch Gebirge. Die Meeresküste ist für Überfälle stets offen. Gebirge haben weder Alexander den Großen noch Akbar oder Nadir-Schah aufhalten können, als sie auf Indien vorrückten, noch Tamerlan, den Eroberer Eurasiens, noch Hannibal, Friedrich den Stauer und Napoleon, als sie Italien eroberten. Die germanischen Wälder dagegen setzten der Ausweitung des römischen Imperiums eine Grenze, und der Teutoburger Wald, in dem Varus seine Legionen verlor, bewies dem sonnigen Rom seine Ohnmacht vor dem Waldesschatten. Jahrhundertlang kämpften die Engländer mit dem grünen Erin, und sich durch seine Wälder durchschlagend begriffen sie: „it's a lang way to Tipperary“. Der Kampf der Russen mit den Mongolen war der Kampf des Waldes mit der Steppe:

am russischen Wald brach der Angriff der Tataren, und im Walde sammelten die Russen Kräfte zu einer Gegenoffensive. Die peruanischen Inkas bezwangen ohne Mühe die Berge, konnten aber nicht weiter nach dem Osten vordringen, da sie auf eine undurchdringliche Waldwand stießen. Aus demselben Grunde konnten zweihundert Jahre lang die amerikanischen Ansiedler nicht westwärts über die Apalachen hinaus vordringen.

Die Geschichte lehrt uns, daß die Bezwungung von Waldgebieten die schwerste kolonialisatorische Aufgabe darstellt. Eine solche wurde von den Deutschen in Mitteleuropa, von den Russen in Nordrußland und Sibirien, von den Angelsachsen in Nordamerika gelöst.

Die Wälder werden nicht geschont.

Ursprünglich liefen alle Probleme der Forstwirtschaft auf zwei hinaus: Wild und Mast. Auch der Begriff „Forst“ entspringt daraus. Die fränkischen Könige hatten folgenden Grundsatz: Die bäuerlichen Waldgenossenschaften nutzen die Wälder, die ihnen gehörten, was außerhalb davon lag, gehörte dem König. Und da die Juristen der damaligen Zeit sich nur des Lateinischen bedienten, so nahmen sie auch für dieses „außerhalb“ das lateinische Wort „foris“ zu Hilfe. So entstand der „Forst“.

Die Erlaubnis zu jagen und Schweine zu mästen, konnte man erhalten. Man mußte aber dafür zahlen. Die Jäger traten als erste für den Waldschutz ein. Karl der Große verbot das Ausrotten von Wäldern ohne besondere Not. Wilhelm der Eroberer zerstörte dreißig Dörfer, damit die Bauern ihm nicht die Wälder verdarben.

Später hat England seine Wälder nicht zu erhalten verstanden. Karl I. setzte Prämien für die Waldvernichtung aus, weil er mehr Korn anbauen wollte. Cromwell tat dasselbe den Schafweiden zuliebe — damals hatte die Wollindustrie bereits den wichtigsten Platz in der englischen Wirtschaft errungen. In Spanien wurden die Wälder um der Merinos willen ausgerottet. In der Provence und auf den Balkan wurden Ziegenherden in den Wald getrieben; sie fraßen die jungen Schößlinge ab und hatten damit den gleichen Erfolg.

Als die Engländer sich besannen, war es schon zu spät. Sogar von den historischen englischen Wäldern war nur noch die Erinnerung übriggeblieben. England ist das „kahlste“ Land in Europa. Seine Parklandschaften sind zwar bezaubernd: Parke aber sind keine Wälder. Etwa ein Drittel der europäischen Bodenfläche ist mit Wäldern bedeckt; in Deutschland mehr als ein Viertel. Selbst in den ganz waldarmen Ländern, Holland, Dänemark und Ungarn, sind doch acht bis neun Prozent der Fläche mit Wald bestanden. In England aber ist, zusammen mit Schottland, der grünen Pracht nur noch ein Zwanzigstel des Territoriums verblieben. Man kann sagen, daß das englische Kind den Wald nur noch aus Büchern und Märchen kennenlernt. Die jungen Angelsachsen wundern sich nicht darüber: in den Märchen, denken sie, ist ja auch von Löwen und Bären die Rede, die ebenfalls nicht in Parken umherlaufen.

„Bis der Birnam-Wald zieht gegen Dunsinan — fürcht' nichts“ heißt es im „Macbeth“. Dieser schottische Wald „zog“ aber, wie man weiß, tatsächlich gegen Dunsinan. Und dann „zogen“ auch alle übrigen Wälder Englands. Während des ersten Weltkrieges wurden in England 150 000 Hektar abgeholzt, das heißt mehr als zehn Prozent aller Wälder. Unter den Axtschlägen fielen auch

die Bäume eines anderen von Shakespeare besungenen Waldes — des Waldes von Windsor.

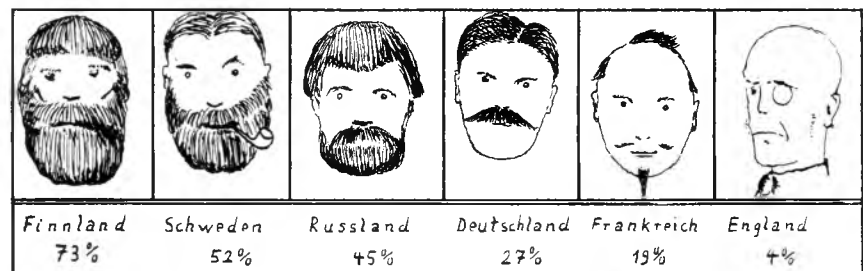
Das englische Schaf hätte die Wälder nicht alle auffressen können, wenn ihm die Metalle und die Meere nicht dabei geholfen hätten. Man brauchte den Wald, um die Schiffswerften und die Öfen mit Holz zu versorgen. Die mächtige Eisenindustrie entstand überall anfangs in den Wäldern: in England war ihr Mittelpunkt der Forest of Dean, in Mitteleuropa der Harz, das Siegerland, Schlesien, Steiermark, in Rußland der Ural. Auf der Insel Elba haben bereits die Römer der Eisengewinnung halber alle Wälder abgeholzt. In Amerika gründete sich die Eisenindustrie auf die Wälder der atlantischen Küste.

Das führte dazu, daß schon im 18. Jahrhundert von allen Seiten Klagen über die Vernichtung der Wälder laut wurden. Große Gelehrte und kleine Leute wiesen auf die schlimmen Folgen hin: auf das Versiegen

Aber auch die Nymphen haben die Forstwissenschaftler nicht beeinflussen können. Auf den Wald fallen mehr Niederschläge als auf die Felder, das bestätigen sie; ungefähr ein Viertel der Feuchtigkeit erreicht aber gar nicht den Boden, sie verdunstet auf den Blättern. Die Feuchtigkeit, die den Boden erreicht, wird besser bewahrt als anderswo, aber sie wird vom Wald für ihn selbst bewahrt. Er saugt so viel davon auf, daß zuweilen nach der Abholzung des Waldes an seiner Stelle ein Sumpf entsteht.

Jedoch nach all diesen skeptischen Bemerkungen verbleibt doch ein gewaltiger Einfluß des Waldes auf die Erdoberfläche und dadurch auch auf die Bewässerung und den Ackerbau.

Das kann man sowohl in bergigen Gegenden wie an den Flußufern feststellen. Der Wald befestigt den Boden, verhindert Bergstürze, Erdstürze und die Bildung von Lawinen. Er verlängert die Schneeschmelze und hindert dadurch das Ausschwellen



Waldbestände in Prozenten der Bodenfläche

der Flußquellen, auf Bergstürze, auf das Entstehen von Dürre und Hagelschlägen, die die Ernten zerstörten. Dieser Besorgnis verdankt die moderne Forstwissenschaft ihre Entstehung. In langsamer Arbeit schied sie Wahrheit und Übertreibung in diesen Klagen voneinander.

Lange Beobachtungen lehrten, daß der Wald auf das Klima fast keinen Einfluß ausübt. Im Walde selbst ist es etwas kühler als in der ihn umgebenden Atmosphäre; ringsrum aber ändert sich dadurch nichts. Nun sagt man, die Wälder bewahren die Feuchtigkeit im Boden. Dieser Glaube ist alt wie die Erde. Bereits Homer erzählte, daß die Nymphen an den Quellen in den heiligen Hainen geboren werden.

der Flußufer und Versanden der Flüsse — darum drohte zum Beispiel Peter der Große denjenigen, der Bäume an den Ufern schiffbarer Flüsse fällen würde, mit dem Tod zu bestrafen.

Die Drohung half indessen wenig — nach Peter dem Großen wurden die Wälder an den Flüssen und anderen Orten unbarmherzig abgeholzt. Auch in anderen Ländern folgte man diesem üblen Beispiel. Wohin das führte, das kann man am besten an Amerika sehen.

(Dieser Artikel über den Wald ist dem bekannten Werk „Die Güter der Erde“ von Dr. Juri Semjonow entnommen. Das Buch — in Ganzleinen gebunden DM 18.50 — ist im Verlag Ullstein erschienen).

Diese Ausgabe der „Quecke“ ist besonders dem Lintorfer Wald gewidmet. Aber sie soll, hoffen wir, nicht die einzige Ausgabe bleiben, die sich mit diesem vielleicht wichtigsten Thema unserer Heimatgeschichte beschäftigt. Der Wald unserer großen Gemarkung hat früher in überreichem Maße die Geschichte unseres Dorfes bestimmt, und auch heute noch stellt der Wald ein bedeutsames, nicht fortzudenkendes Lebenselement unserer Heimat dar. Das wollen wir durch unsere Beiträge in Wort und Bild deutlich zu machen versuchen.

Aus der Geschichte der alten Schnittmühle

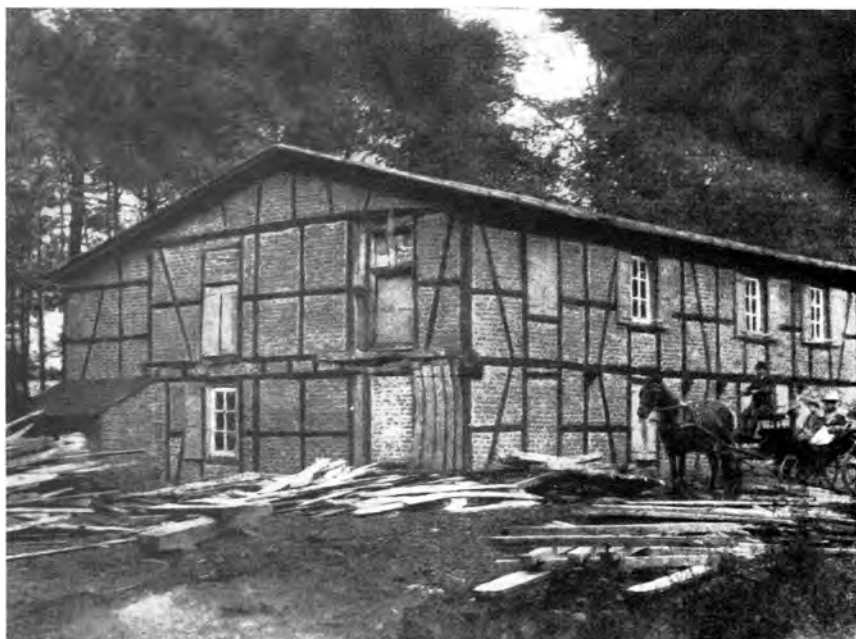
Neben dem Stinkesberg mit seinen geheimnisvollen heidnischen Opfersteinen und neben den Halden und verlassen unterirdischen Gängen des Zehengeländes lockte uns Jungen ganz besonders die alte Schnittmühle, die am Dickelsbach zwischen dem „Höfchen“ und dem „Hanten“ versteckt im Walde lag. Zwar war von der Mühle nur noch das zerfallene Wasserrad zu sehen und einige kümmerliche Mauerreste. Aber gerade diese Trümmer bewegten unsere Phantasie. Die Schnittmühle — das war für uns schlechthin die Mühle im Walde, unsere heimliche Versammlungsstätte, ein unentbehrliches Requisit unserer romantischen Knabenwelt. Besondere Freude machte es uns, im Wasserrad herumzuklettern und mit dem Eifer eines Schliemann die schabigen Mauerreste zu durchforschen. Die Mühle diente uns, wenn wir Krieg oder Räuber und Schandit spielten, als Schlupfwinkel oder Verteidigungsburg. Darum waren wir später nicht wenig enttäuscht, als man das morsch gewordene Rad entfernte, die letzte deutliche Spur der alten Lintorfer Schnittmühle.

Bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts hatte **Johann Theodor Perpéet** die Schneidemühle errichtet. J. Th. Perpéet, 1747 geboren, gehörte zu den einflußreichen Bürgern des Amtes. Er war Freund und Geschäftspartner des kurfürstlichen Kellners Ferdinand Baasel, und immer wieder begegnet man seinen Namen in den Urkunden der damaligen Zeit. Seine eignen Schriftstücke verraten uns, daß J. Th. Perpéet ein intelligenter, unternehmungstüchtiger und erfolgreicher Kaufmann war. Er vertritt seine Anliegen mit advokatorischem Geschick und in einer klaren und flüssigen Sprache, die wohlthuend absticht von dem oft so schwerfälligen, barbarischen Kauderwelsch damaliger Behörden. „In den Schlöderichs Banden“ mietete er mit F. Baasel ein Torfbergwerk, das am Ende des Jahres 1801 noch betrieben wurde. J. Th. Perpéet, der in Angermund wohnte, besaß in Lintorf nach dem Güterauszug der Gemeinde vom Jahre 1826 am Soesfeld, Lütgenschießkothen und Göfet u. a. fast 70 Morgen Land. Ihm gehörte das „Bürgersgut“ und das „Judenhaus“, und mit Theodor Thunes, den Gebrüdern Kämmermann und Stein, mit den Erben Theodor Bieger, der Witwe Brügelmann, Johann Trostorf, dem Freiherrn von Elverfeldt und dem Grafen von Spee zählte er zu dem kleinen Kreis der Begüterten im Bereich unserer Gemeinde. J. Th. Perpéet, Gutsbesitzer in Angermund, wie es auf seinem Totenzettel steht, starb am 2. Januar 1834. Da mir das Heltorfsche Archiv nicht zugänglich war, habe ich nicht feststellen können, wie lange und mit welchem Erfolg Perpéet die Schneidemühle betrieben hat. Auch die Familienpapiere seiner Nachkommen und die Bücher des Heimatforschers Heinrich Schmitz geben darüber keinen Aufschluß. Im Düsseldorf-Staatsarchiv fand ich das immerhin wichtige Bittgesuch aus dem Jahr 1798, das die „Quecke“ zum erstenmal veröffentlicht.

Um 1880 herum pachtete der am 21. Januar 1839 in Lintorf geborene **Friedrich Wilhelm Dorenbusch** die Schnittmühle vom Grafen Spee (Heltorf). Die Dorenbusch stammten aus Mintard. Der Vater des Friedrich Wilhelm Dorenbusch (mit Vornamen Wilhelm, geb. am 1. September 1809 in Mintard, gest. am 19. Juni 1877 in Lintorf) war bereits Holzhändler. Er wohnte eine Zeitlang „An ter Mühlen“, wo jetzt der Landwirt Johann Großhanten wohnt. Wie man mir erzählt hat, wurde von Wilhelm Dorenbusch bereits im Wald Holz geschnitten und das geschnittene Holz nach Essen gefahren. Da nun die Straße bis zur „Pönt“ in einem so schlechten Zustand war, unterhielten Dorenbusch dort ein Holzlager.

Die Mühle lag auf der linken Bachseite, das Wasserrad an einem künstlich angelegten Zufluß, dessen Wasser von einem Teich gespeist wurde. Kurz

Zur Belegschaft gehörten durchweg drei Arbeiter außer den Fuhrleuten, die das Holz aus dem Wald holten und das geschnittene Holz zur Bahn oder gleich zur Kundschaft nach Düsseldorf, Duisburg, Mülheim oder Essen transportierten. Die Humboldtzeche in Essen wurde regelmäßig mit Grubenholz beliefert. Zu den Kunden der Schnittmühle gehörte auch die Gewerkschaft der Lintorfer Erzbergwerke. Im Besitz des Herrn Fritz Dorenbusch befindet sich noch eine Anfrage, die von dem Rechnungsführer der Zeche K. H. Kohl unterzeichnet ist (über K. H. Kohl siehe die „Quecke“, April 1951, Seite 5/7). Die Zeche benötigte Hölzer für den Wagenbau: Karrenbäume, Karrenschläger, Achshölzer, Rungen, Böden in Eichen, Pappeln und Tannen, Naben, Felgen und Deichseln. Ferner Bremsklötze und Leitern (Lärchenbäume mit Eichen- oder Eschensprossen).



Die Schnittmühle um die Jahrhundertwende

vor der Brücke am Weg zwischen Höfgen und Hanten verband sich der Zufluß wieder mit dem Dickelsbach. Der Teich lag nördlich der Mühle, ungefähr 200 bis 250 Meter von ihr entfernt. Er wurde vom Dickelsbach durchflossen.

Das Wasserrad trieb die im Mühlengebäude befindliche Transmission an und setzte die beiden Vollgatter und die beiden Kreissägen in Bewegung. Das Mühlenhaus, ein zweistöckiger Bau, lag mit seiner westlichen Längsseite am Zufluß. Wenn nicht genug Wasser vorhanden war, konnte nur ein Gatter in Betrieb gesetzt werden. Je nach Stärke der Stämme und der Holzart benötigte man ebenfalls die volle Wasserkraft. Im trockenen Sommer gabs Tage, an denen man gar nicht oder nur wenig schneiden konnte. Ungünstig wirkte sich auch zu starkes Frostwetter aus.

Das Holz, das nach auswärts kam, wurde besonders für Karosseriebau, für Möbelfabrikation und Modellbau gebraucht. Für Schiffbaufirmen wurden Eichen, Tannen und Pitschpine geliefert.

Ein weiterer Absatzartikel war die Gerberlohe, die hauptsächlich nach Mülheim-Saarn verkauft wurde. Im Mai oder Juni wurden die gefällten Eichen völlig entrinde, die Lohe dann gebündelt, in eine Scheune gefahren und dort getrocknet. Im Winter schlugen Arbeiter die Rinde in 12 bis 15 cm lange Stücke. Zu den letzten Lohschälern gehörten Josef Breuer und August Breuer (der „witte Juss“); zu den letzten Arbeitern in der Schnittmühle Wilhelm Kohnen und Wilhelm Leimann. Die alten Lintorfer erinnern sich auch noch an den Fuhrknecht Johann Kleinrahm.

Nicht unwichtig war schließlich die zur Lintorfer Schnittmühle gehörige Herstellung der Holzkohle aus den Abfallhölzern. Man errichtete Meiler. Die in Lintorf errichteten Meiler waren ungefähr 3 m hoch und besaßen einen Durchmesser von etwa 4 m. Sie bestanden aus weniger wertvollen Holzscheiten und Ästen, die um einen mittleren Luftschaft zusammengestellt und mit Grasnarben und Erde zugedeckt waren. Das Holz wurde unten in der Mitte des Weilers angezündet; durch die geringe Luftzufuhr verbrannte es jedoch nicht, sondern

noch selbst erlebt, trat der Stock in Tätigkeit, weil die Holzschuhe eines unglücklichen Schülers zur Unzeit häßliches Gepolter verursacht hatten. So spukten oft noch die Geister des Waldes in der Schulstube herum! Vielen von uns ist noch der Holzschuhmacher Johann Klotz (geb. 1855 gest. 1923) auf der Viehstraße in Erinnerung. Ein anderer Holzschuhmacher wohnte an der Kulbeek. Das war Johann Kohl. Man hat übrigens die Bezeichnung Köhlerblotschen irrtümlicherweise mit dem Namen Kohl in Verbindung bringen wollen

Johann Theodor Perpet
erucht
im KonzeSSION
einer Schneidemühle

Durchlauchtigster Churfürst!
Gnädigster Herr!

Zu dem Amt-Angermund besonders in der Gegend von Ratingen-Calcum etc. befinden sich verschiedene Holzhändler, die fast Jahr aus, Jahr ein Holz schneiden lassen, und die Schnitter beinahe zu ihren eigenen alleinigen gebrauch haben. --

Daher kömmts, daß nicht allein die Löhne für diese Leute äußerst hoch und beynahe unbeybringlich sind, sondern die Schnitter sind noch selten gar nicht zu haben, wodurch der Holzhandel im allgemeinen, und insbesondere jeder Eigentümer leidet, welche jetzt die Schnitter nicht haben können. Diesem allgemeinen schädlichen Unwesen abzuheffen bin ich gesonnen, und bereit, auf die vom Krummenwege nacher Lintorff fließende Bache eine Schnitt-Mühle anzulegen, wenn mir die ggste. Concession dazu erteilet wird.

Hieran werden Höchst dieselbe wegen dem einleuchtenden allgemeinen auf das Publicum sich verbreitenden Nutzen zwar keinen Umstand nehmen, zumalen da das *Höchste aerarium* durch die jährliche *Recognition*, welche ich mit drey Goldgülden abzutragen mich Unthgst. anheischig mache, gewinnet, und keine Schnitt-Mühlen in der gedachten Gegend vorhanden sind. --

Allein sothane Mühle kann anders nicht als in die Lintorfer Gemarke gelegt werden, und so ist mir zu Stellung des Gebäudes, und nötigen Wasserfang ein Platz von etwa 1 1/2 Morgen groß nötig. --

Diese Anlegung habe ich dorten bestimmt, wo die Abgabe des Platzes der Gemarke ganz unerschädlich ist, weil wegen der steilen Tiefe daselbst kein brauchbares Holz wächst, und so gewönne die Lintorfer-Gemarke sowohl durch beziehung des gewöhnlichen jährlichen *Canonis*, als auch durch den Holz-Handel selbst, da es wahrscheinlich ist, daß bey gehobenen Schneid-Mangel mehrere Kauflustige erscheinen, welche dermalen abgeschreckt werden, weil sie das gekaufte nicht geschnitten haben, mithin die Waare nicht *verdebitiren* können. --

Zu Euer Churfürstliche Durchlaucht gelanget daher meine Unthgste. Bitte, mir zur anlegung einer Schneid-Mühle gegen jährlich an die Kellnerei Angermund zu zahlende *Recognition* von 3 Goldgülden nicht allein die ggste. *Concession*, sondern auch die Erlaubniß gnädigst zu erteilen, daß der Lintorfer Gemarken Vorstände mir *ergo Consuetum Canonem* etwa 1 1/2 Morgen Gemarken Grund in Erbpacht verleihen, und des Endes das geeignete an die Behörde zu erlassen.

Darüber
Euer Churfürstlichen Durchlaucht
Unterthänigster
Joan Perpet

(Akten Jülich-Berg Hofkammer, III, 2541)
(O. im D. St. A.)



Das Mühlenrad 1912

verkohlte nur. Man gebrauchte die Holzkohle bei der Essigfabrikation und besonders bei der Eisenverhüttung. Die Köhler mußten wegen der Brandgefahr Tag und Nacht achtgeben. Zum Schutz der Füße trugen die Köhler Holzschuhe, die „Köhlerblotschen“, wie damals die Lintorfer sagten. Die Köhlerblotschen besaßen keinen Riemen im Gegensatz zu den anderen Holzschuhen, und so war es zu erklären, daß man mit Köhlerblotschen überhaupt Holzschuhe weniger guter Qualität bezeichnete. Damals spielten die Holzschuhe für die Bewohner unseres Walddorfes eine weitaus bedeutendere Rolle als heute. Der Boden war sandig und voller Quecken, der Wald sehr nah und die Holzschuhe billig! Im Archiv des Heimatvereins gibt es ein Schulbild aus dem Jahre 1886; hier kann man feststellen, daß alle Schüler Holzschuhe tragen außer dem Lehrer und einem Jungen, dessen Vater eben Schuhmacher war. Trugen so die Jungen den Lintorfer Wald an ihren Füßen, so hielt ihn der Lehrer in der Hand: in der Gestalt eines Stockes. Und bisweilen, ich hab das

Friedrich Wilhelm Dorenbusch, der Pächter der Schnittmühle, war mit einer Sprenger verheiratet. Frau Maria Sprenger (geb. am 16. April 1849) starb am 22. Januar 1886 und liegt mit ihrem Mann auf dem Alten Lintorfer Friedhof begraben. Die Dorenbusch hatten zuletzt auf der Duisburger Straße gewohnt. Ihr Haus gehörte zu den drei Lintorfer Häusern mit der bergischen Schieferbekleidung. Auf der Duisburger Straße befand sich auch das Holzlager.

Friedrich Wilhelm Dorenbusch starb am 7. Januar 1904, und mit seinem Tod wurde auch der Betrieb der Schnittmühle eingestellt, die vor 50 Jahren, als Lintorf noch nicht aus seinem vielleicht beneidenswertem Dornröschenschlaf erwacht war, für unser Dorf ein so charakteristisches Unternehmen darstellte. Th.V.

N. B.

Die Angaben über die Schnittmühle verdanke ich Herrn **Friedrich Dorenbusch** (geb. 18. Jan. 1883 in Lintorf), Herrn **Peter Hamacher** (geb. 17. Februar 1878 in Lintorf) und Herrn **Anton Schwab** (geb. 9. April 1871 in Lintorf).



Die Hülse

In der Lintorfer Mark liegt an dem Weg nach Schwarzenbroich der 95 m hohe Hülsenberg. Er trägt seinen Namen von der Hülse, die auch als Hülskrabbe, Stechpalme, Stecheiche oder Walddistel bekannt ist und besonders in unseren Gebirgswäldern als Strauch häufig vorkommt. Vereinzelt findet sie sich als Baum von 5 bis 10 m Höhe. Die immergrünen Blätter sind lederartig, gewellt und am Rande mit Stacheln versehen, die bei den älteren Pflanzen an den oberen Blättern fehlen. Die im Mai erscheinenden Blüten sind klein und unscheinbar. Dafür fallen im Winter die leuchtend roten Beeren zwischen dem grünen Laube um so mehr auf.

Die Sage rechnet die Hülse an erster Stelle zu denjenigen Pflanzen, die durch das Festhalten ihrer grünen Blätter dem Teufel die Herrschaft im Winterwald streitig machten. Wegen der stachelspitzigen Blätter und der roten Beeren galt sie dem rotbärtigen, struppigen Donnergott Donar heilig. Die Beeren wurden mit anderen Waldfrüchten und Kräutern zusammen zerstoßen und als heilsames Getränk verwandt. Noch heute gilt im Bergischen die Pflanze als ein Heilmittel gegen die Gelbsucht (Icterus) oder „et Jeel“. Man verwendet dazu einen Tee von den stachellosen Blättern älterer Hülsenbäume oder eine Abkochung von den roten Beeren; auch werden gegen diese Krankheit die Beeren auf einen Faden aufgereiht und als Kette um den Hals getragen. Das wegen des langsamen Wachstums sehr harte Holz der Hülse wird zu Stielen für Hammer und Sense benutzt. Es galt unseren Vorfahren als Asenholz, das Holz der Asen oder Götter, und in Erinnerung daran schrieb man den abgeschnittenen, beeren geschmückten Zweigen, die in der Wohnung aufgehängt wurden, eine schutzbringende Kraft zu.

Zahlreiche Orts- und Flurnamen erinnern daran, daß die Hülse früher in unserer Gegend häufiger vorkam. So gibt es außer dem Hülsenberg ein Hülsenhäuschen in der Lintorfer Mark und ein Forsthaus Hülsdieken bei Schwarzenbroich, ferner Hülsacker und „an den Hülsen“ in Unterrath, Hülsfeld in Hasselbeck-Krumbach, „auf den Hülsen“ in Metzkausen, „in den Hülsen“ bei Erkrath, Hülsen und Hülsfeld bei Hilden, endlich Hülsenheide bei Benrath.

Heinrich Schmitz.

Herausgeber: Verein „Lintorfer Heimatfreunde“. Verantwortlich für die Schriftleitung: Theo Volmert, Lintorf, Angermunder Straße 25. — Die „Quecke“ erscheint vierteljährlich. Einzelpreis: 0,50 DM. — Unverlangt eingesandten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit besonderer Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Gesamtherstellung: Druckerei Hubert Perpeet

Vom Krammetsvogelfang in Lintorfer Wäldern

„Eins Tags ein Vogler, gar uralt,
sahen in einem grünen Waldt
die kleinen Waldvögel
zurichten seinen Vogelherd.“

Hans Sachs (1494—1576)

Durch einen glücklichen Zufall gelangten wir in den Besitz einer Aufnahme aus dem Jahr 1890. Das Bild, es stellt heute für uns eine heimatgeschichtliche Seltenheit dar, zeigt eine Vogelhütte und den Krammetsvogelfänger Wilhelm Kohnen (geb. 31. 3. 1836 in Lintorf, gest. am 25. 5. 1901). Sein Sohn Wilhelm (geb. 1. 5. 1876), der als Junge häufig seinem Vater geholten hat, konnte mir über den Krammetsvogelfang im Lintorfer Wald wertvolle Angaben machen.

Hütte eine Klappe, die Kapuze, die geschlossen wurde, sobald man Vögel sichtete. Durch einen Holzschlitz in der Kapuze konnte allerdings der Vogelfänger den Vogelherd weiterhin beobachten. Eine lose, aus Ginstern geflochtene Tür führte ins Innere der Hütte, in der 6 bis 7 Personen hätten Platz finden können. Aber der Vogelfänger hielt sich am liebsten allein darin auf. Zu seiner Bequemlichkeit diente eine primitive Holzbank, das einzige Möbelstück der Hütte.

Der eigentliche Herd nun, wie Wilhelm Kohnen erzählt, wurde in folgender Weise „fängisch“ gemacht:

Drei Meter von der Hütte entfernt hatte der



Vogelhütte an der Rehhecke mit Wilhelm Kohnen 1895

Familie Kohnen wohnte bis 1891 am Fliegenskamp. Wenn am 1. Oktober der Krammetsvogelfang begann, verließ der Vater in aller Frühe, in der Dunkelheit noch, das Haus, um sich zu seinem Vogelherd an der Rehhecke zu begeben. Der Vogelherd lag hier in der Nähe der Dicken Eiche.

Der Vater trug eine viereckige Petroleumlaterne, und es geschah bisweilen, wie der Sohn sich erinnert, daß eine Eule gegen das Laternenglas flog. In einer „Kiep“ nahm der Vater 12 Lockvögel mit. Jeder Vogel, gewöhnlich war es eine Graudrossel, saß in einem kleinen Holzkörbchen; andere Lockvögel waren in einer Tuchtasche, die außerhalb der Kiep hing.

Sobald man den Vogelherd erreicht hatte, wurden die Lockvögel ausgesetzt. Der Vogelherd seines Vaters an der Rehhecke sah nach Wilhelm Kohnen folgendermaßen aus:

Da war zuerst die mannshohe, ein wenig in die Erde eingegrabene, hölzerne Hütte, die Vogelhütte, von den Lintorfem auch Plackehütt genannt, weil sie außen ganz mit Grasnarben bedekt war. Oben hatte die

Vater das beinahe 10 m lange Besteck aufgestellt. Das waren 40 bis 50 cm hohe Wacholderbüsche. Man hatte sie früher, als die Wacholderbeere noch reichlich bei uns wuchs, in ganzen Karrenladungen aus den Lintorfer Wäldern geholt. Später wurde aber das Schlagen und Sammeln der Wacholderbeeren verboten, und die einheimischen Krammetsvogelfänger mußten die Sträucher für ihr Besteck in Haltern i. W. holen. Um die mit Beeren behangenen Sträucher besser in die Erde zu stecken, mußte sie vorher locker gemacht werden. Parallel zu den Wacholderbüschen standen auf jeder Seite je 6 Heistern. „Dürrlinge“; das waren meistens dünne, junge, entlaubte Buchen. Die Bäume mußten entlichtet sein, damit sich darin keine Raubvögel auf die Lauer legen konnten. Dann wurde das Besteck noch von zwei Furchen flankiert (sie lagen zwischen dem Besteck und den Heisterreihen). In der rechten Furche — von der Hütte aus gesehen — befand sich das Netz, das mit seiner unteren Seite in der Furche befestigt war. Das Netz war 10 m lang und vielleicht 2 1/2 m breit. Die obere Seite des Netzes war an ihren beiden Endpunkten an

zwei Stangen befestigt, die auf dem Boden lagen. Das Ende der beiden Stangen, Schlagholzer genannt, hatte der Vogelfänger an Pflöcken befestigt. Diese nur wenige Zentimeter hohen Pflöcke standen ziemlich nahe am Besteck. Die Schlagholzer waren derart mittels Bolzen in die Pflöcke eingelassen, daß sie sich nach der linken Seite, also zum Besteck hin, umschlagen ließen. Von der Vogelhütte führte ein Seil, die Ruckleine,

Innern der Hütte eine Leine. Um Vögel anzulocken, zog der Vogelfänger die Leine an, so daß sich die Stange bewegte und die Vögel am Kettchen zu flattern begannen. Dann hing noch an der Vogelhütte ein besonderer Lockvogel, die hellstimmige „Knackelpitsch“, eine Wacholderdrossel.

Sobald es Tag wurde, mußten alle Vorbereitungen getroffen sein. „Denn der Vogel

Über den Geschmack an Drosseln zu diskutieren, wäre überflüssig gewesen: bei den Römern, bei unseren Vorvätern (man erinnere sich an den Sachsenherzog Heinrich), bei den Franzosen, wie wir sehen werden, und auch bei den Lintorfern wahrscheinlich. Man könnte sonst kaum eine Erklärung finden für die zahlreichen Vogelherde, die sich in unseren Wäldern nachweisen lassen. Vielleicht werden manche alte Flurnamen erst durch den Vogelfang zu erklären sein: der Vogelshanten, der Pieperskamp, der Vogelsang.

In Lintorf wurde vor fünfzig Jahren noch der Krammetsvogelfang betrieben, außer an der Rehhecke, am Vogelshanten, an den Kleilöchern, am Siepenkothen, am Entenfang, am Plackenbruch, am Wüstekamp. Die Namen folgender Lintorfer Vogelfänger sind bekannt: Heinrich Biesgen (mit ihm fing der 1872 geborene Adolf Momm, als er noch bei Lehrer Caspar Schulte zur Schule ging), Johann Brecklinghaus (der Pöstchenhannes), August Breuer, Anton Kleinrahm, Fritz Wilps vom Speckamp. Der letzte Vogelherd in Lintorf stand am Wüstekamp. Hier fing Revierförster Mentzen (geb. 1884) zum letztenmal Krammetsvögel. Bereits der Vater, Friedrich Mentzen (1846—1915), hatte in jungen Jahren am Wüstekamp gefangen. Zu den wenigen noch lebenden Jägern des Angerlandes, die aus ihrer Jugend über den Fang der Krammetsvögel berichten können, gehört der bereits genannte Herr Otto Baasel aus Wittlaer. Er fing zuletzt 1912 am Pattsstallsbruhk bei Angermund. Im Hochdeutschen hat übrigens das Wort für Pattsstallsbruhk seine köstliche Urwüchsigkeit verloren. Man kann es verstehen, daß alte unverdorbene Lintorfer sich geradezu genieren, das Wort hochdeutsch auszusprechen! Die Einrichtung eines Vogelherdes beschreibt Otto Baasel folgendermaßen: „Zunächst wurde die Vogelhütte gebaut. 2 m im Quadrat wurden etwa mannshohe Stempelhölzer schräg in den Boden gesteckt, Stempel neben Stempel, diese dann mit Rasenstücken beworfen. Am Dachfirst ließ man ein Loch, das mit runden Holzbügeln überspannt war. Über diese legte man noch ein Wachstuch, das Sechschlitz hatte. In dieser Öffnung stand der Vogelfänger. Näherten sich Vögel, so konnte er wie bei einer Dachluke die Öffnung schließen und durch die Sechschlitze weiter beobachten. Im Abstand von 4—5 Schritten wurde dann die Fangeinrichtung aufgebaut. Es war eine Hecke etwa 1,5 m breit und hoch um 8 bis 10 m lang. Neben



Vogelherd mit zugeschlagenem Netz

zu der oberen Seite des Netzes. Die Ruckleine lief über einen Bügel, der ganz in der Nähe der Hütte stand. Von der anderen, der Hütte gegenüberliegenden Seite des Herdes führte noch ein Spannungsseil zum Netz hin. Das Spannungsseil war an einem Pfahl befestigt, der in der Höhe des Bestecks und davon 3 bis 4 m entfernt lag. Waren nun genug Vögel, durch die Beeren angelockt, eingeflogen, dann zog der Vogelfänger an der Ruckleine, und das Netz (die Wand) schlug über das Besteck hinweg bis zu einer zweiten Furche auf der linken Seite des Bestecks. Die gefangenen Vögel, sofern es keine Singvögel waren, wurden getötet, und je vier Stück, indem man Federn durch ihre Nasenlöcher zog, zu einem Gebund vereinigt.

Aber bevor der Vogelfänger an der Ruckleine ziehen konnte, hatte er noch andere wichtige Vorrichtungen zu treffen. Die Käfige mit den Lockvögeln mußten an den Heisterstämmen befestigt werden. An jedem Heisterstamm hing in einer Höhe von ungefähr zwei Metern ein Käfig. Das war aber noch nicht genug. Herr Kohnen setzte gewöhnlich, ganz in der Nähe der Hütte, noch drei Lockvögel aus. Diese Lockvögel hatten sogenannte „Buxen“ an. Die Buxen (Hosen) waren schmale Stoffstreifen (Link oder Lenk genannt), die unter den Flügeln kreuzweise den Körper des Vogels umschlossen. An der Bux war ein 20 cm langes Kettchen befestigt, das wiederum an der Lockstange hing. Das andere Ende der Lockstange (1,20 m lang) war in ein kleines Holzstück eingelassen, das von zwei Stützen gehalten wurde, die im Boden steckten. Der Abstand vom Holzstück zur Erde betrug wenige Zentimeter. Zur Lockstange führte vom

ziehet gar früh“, mahnt Heinrich Wilhelm Döbels in seiner „Jäger Practica“, worin er uns lehrt, „durch gar vielerley Inventiones“ Vögel zu fangen. Auch der Lintorfer Krammetsvogelfänger Wilhelm Kohnen verfuhr nach diesem Rezept.

Krammetsvogel ist eigentlich nur die Wacholderdrossel, galt jedoch als Bezeichnung für mehrere Drosselarten: für die Rot- oder Weindrossel, die Schwarzdrossel oder Merle, die Graudrossel, die Schildamsel. Krammetsvogel fing man nur im Monat Oktober, wie Wilhelm Kohnen erzählte. Herr Otto Baasel (geb. 1882) aus Wittlaer dagegen sagt, man hätte Krammetsvögel in der Zeit vom 29. 9. bis 31. 12. gefangen. Frau Fritz Kienen, die Tochter von Wilhelm Kinnert (1840—1912) berichtet, ihr Vater hätte vom 1. Oktober bis zum St. Katharinentag (d. i. der 25. November) gefangen. Alle 14 Tage brachte Wilhelm Kohnen jun. acht Krammetsvögel, das waren zwei Gebund, nach Schloß Heltorf. Das war wohl damals der vorgeschriebene Satz für die in Speeschen Wäldern tätigen Krammetsvogelfänger. Die übrigen Vögel verkaufte man mühelos an Gastwirte aus Ratingen und Düsseldorf. Die Kunden fanden sich jeden Sonntag am Lintorfer Vogelherd ein. Wilhelm Kinnert, der in Angermund und Rahmer Wäldern fing, verkaufte nach Duisburg und Ürdingen. Er erhielt für ein Gebund 1.80 bis 2.— M.

Das Fleisch des Krammetsvogels galt schon immer als ein Leckerbissen. Schon Martial, der berühmte römische Dichter, sagt:

Scheint mir etwas gewiß, so sind von den Vögeln die Drosseln, vom vierfüßigen Wild Hasen die leckerste Kost.



Mato- Reisen!

Matthias Tonnaer

RATINGEN, Düsseldorfer Str. 28

Fernruf 2673

Eignes Reisebüro

Omnibus-Gesellschaftsfahrten für

In- und Ausland

Wochenend- und Ferienfahrten

Kostenlose Auskunft und Beratung



Förster Friedrich Mentzen (1846–1915)

dieser Hecke lag in einer Furche das Netz, das von der Hütte aus mit einem Ruck über die Hecke gezogen werden konnte.“

Der bekannteste noch lebende Angerländer Krammetsvogelfänger ist wohl Heinrich Dickmann (geb. 17. 4. 1861). Der „Pitschehenrich“, wie er weit und breit genannt wird,

lebt in Angermund und ist trotz seiner 93 Jahre noch bei bester körperlicher und geistiger Gesundheit. Die Geheimnisse des Vogelfanges hatte er von seinem Vater Josef Dickmann (1820—1893) gelernt, der noch acht Tage vor seinem Tode einige Dubbelte gefangen hatte. Heinrich Dickmann fing u. a. am Platten Stein und am Bohnebanden. Er erinnerte sich noch, wie er mit seinem Vater 1870/71 nach Düsseldorf ging, um gefangenen Franzosen Krammetsvögel zu verkaufen. Die Franzosen, er waren ausgemachte Feinschmecker nach der Meinung von Heinrich Dickmann, zahlten für ein Gebund 1.40—1.50 M. Vor allem galten ihnen die „Behmer“ als Leckerbissen. Man fing früher in unseren Wäldern auch mit Leimruten und Schlingen. Die sogenannte Dohnenstiege wurde 1908 durch Reichsgesetz verboten.

Zum Schluß noch einige sprachgeschichtliche Hinweise. Krammet ist ein oberdeutsches Wort und bedeutet Wacholder. Wacholder heißt im Mhd kranwit (kramwit), eigentlich Kranichholz. Der Vogel nährt sich von Wacholderbeeren, daher der Name. Luther sagt noch Krammetvogel („Manna ist Manna, Krammetvogel ist Krammetvogel“, Tischreden).

Die Schwarzdrossel (*turdus merula*) wird in Lintorfer Mundart „Mehl“ oder Mehle genannt (Merling, Lehnwort aus dem französischen merle). Unter Biemer oder Behmer (Ziemer) versteht man eine Weindrossel. Die Wacholderdrossel wird, da sie größer ist als andere Drosseln, Dubbelte (Dubble) genannt.

Ein weiterer mundartlicher Ausdruck ist „Siemehl“ für die Schildamsel; die Graudrossel wird Pitsch, die männliche Schwarzdrossel Schwatte und die weibliche Griefß genannt.

Von mundartlichen Redensarten unserer Gegend, in denen das Wort Krammetsvogel vorkommt, habe ich festgestellt: „He het e Gesecht wie ne Krammetsvuhgel“.

Th. V.

Aus dem Vogelbuch von Johann Andreas Naumann

„Der Vogelsteller oder die Kunst allerley Arten von Vögeln sowohl ohne als auch auf dem Vogelherd bequem und in Menge zu fangen nebst den dahin gehörigen Kupfern und Naturgeschichte der bekannten und neuentdeckten Vögel“ (Leipzig, 1789)

Aus der Vorrede:

„Vor allem muß sich ein Vogelsteller wohl prüfen, ob ihm sein Amt oder wichtigere Geschäfte verstaten. einen Vogelherd anzulegen und denselben gehörig abzuwarten, damit die Wahrheit des bekannten uralten Sprichwortes: Per pisces et aves multi periere sodales durch ihn nicht bestätigt werde.

Ein Vogelherd ist nicht so beschaffen, wie die Jagd, wo man nach Gefallen ausgehen und aufhören kann, sondern es muß derselbe, solange nämlich der Zug der Vögel dauert, täglich und sorgfältig abgewartet werden. Man muß dabei nicht verdrießlich werden, wenn man auch gleich manchen Tag nichts fängt; denn man stellet bisweilen eine ganze Woche, ohne einen Vogel zu hören oder zu sehen. Allein auf einmal kommt ein Tag, an welchem Wind und Wetter nach dem Geschmack der Vögel eingerichtet sind . . . mithin kann man an solchen Tagen die vorher vergebens angewendete Mühe reichlich ersetzt kriegen. Würde man nun diesen einzigen Tag verabsäumen, so würde man vielleicht eine ganze Woche umsonst gearbeitet haben. . . . Zuletzt merke ich noch an, daß ein Vogelsteller alle Bequemlichkeit und Trägheit bey Seite setzen und täglich geschäftig sein muß . . .“

Vom „Boschejonn“

oder „Die Freuden des Holzammelns“

Wenn ich an meine Kindertage in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg zurückdenke, sind mir von all dem Geschehen, das das Leben ausfüllte, besonders die Stunden in froher Erinnerung, da es hieß: Im Walde Holz holen.

Unsere Mütter hatten schon vormittags die Schiebkarre und alles, was drum und dran gehörte, bereitgestellt. Kamen wir dann aus der Schule heim, wurde schnell gegessen, das Schulkleid mit dem „Buschkostüm“ vertauscht und den Nachbarn Bescheid gesagt, daß man startbereit sei. Die Mutter tat sich die „Help“ (Traggurt) um und an die Schiebkarre, und dann ging's los. Wir Kinder liefen, „noch ledig aller Pflicht“, nebenher. Manchmal konnte man auch selber nicht schnell genug wegkommen. Dann schnappte man sich die Karre und fuhr voraus. Aber das ging nicht lange gut. Die Holme der Karre waren zu weit auseinander und unsere Arme noch zu kurz. In die Help war man auch noch nicht hineingewachsen,

und so gab man das Schieben bald wieder auf und wartete, bis die Mutter kam.

Im Walde angelangt, ging das Holzlesen los. Solange wir noch kleiner waren, hatten wir die Aufgabe, das von der Mutter gesammelte, zu kleinen Häuichen aufgeschichtete Holz zur Karre zu tragen. Immer größer wurde der „Arbel“ (Armvoll) Holz, je länger unsere Arme und je größer unsere Kräfte wurden. Nach und nach ging man auch selbständig „auf Raub“ aus und zeigte, daß man gutes Holz schon vom schlechten unterscheiden konnte. Besonders beliebt waren dürre Buchenäste (bü-eke Schlöu-ete). Hatte man eine erspäht, ging's im Stumschritt drauf los und stolz, wie eine hart-erkämpfte Siegestrophäe, wurde die Schlou-et eingebracht. Aber auch dicke dürre Kiefernäste waren sehr begehrt, die man leicht auf passende Längen zerschlagen konnte. War ein Ast mal besonders schwer kleinzukriegen, wur-

de er — was zwar die Förster auf den Tod haßten — zwischen zwei naheaneinanderstehende Bäume geklemmt und dann daran gezogen, bis er durchknackte. Alle Kräfte mußte man dabei manchmal anstrengen, und wenn dann der große Knacks kam, machte unsere Hinterfront nicht selten überraschende Bekanntschaft mit dem übrigen Waldboden. Meistens nahmen wir auch, obwohl das eigentlich verboten war, ein Holzhackmesser (die „Hi-eb“) mit, das unterwegs sorgsam in die harmlose Sackleinschürze eingewickelt war und im Walde neben der Karre unter Laub vergraben wurde. War dann da ein Ast, der durchaus nicht auf gemüthlichem Wege durchgehen wollte, dann wurde ihm das mit der Hi-eb (von uns auch Bieterkes — von durchbeißen — genannt) nachdrücklich beigebracht. Als zufällig einmal ein Förster uns dabei erwischte und darüber räsonierte, gab ihm eine Nachbarin zur Antwort: „Wir können dat Holt doch nit met de Täng (Zähne) dorchbi-ete!“

Besonders geschätzt war auch das „fertige Holz“, Späne (von uns wegen ihres Aussehens auch „Botterramme“ [Butterbrote] genannt) oder kurze runde Holzknüppelchen. Dafür wurden große Laken mitgenommen. Mit zwei Laken übereinander wurde

die Karre beladen, oder auch einem Laken und einer Schicht Langholz darunter. Das „fertige Holz“ war deshalb so beliebt, weil man es zu Hause einfach in die Holzecke schütten konnte und weiter keine Arbeit mehr damit hatte. Das Langholz wurde nach Möglichkeit zu Hause gleich kleingemacht, oder, wenn keine Zeit dazu war, gestapelt und später nach und nach zerhackt.

War die Karre vollgeladen, wurde das Seil darüber gelegt, fest angezogen und dann mit einem Holzstück (Freitel) noch besonders fest gedreht (gefretelt). Die Sackleinschürze, mit dem Beil darin verpackt, ward sorgfältig verstaut und dann noch einmal eingehend geprüft, ob die Karre auch gut geladen war, wozu eine gewisse Kunst gehörte, wollte man sich sein Tagewerk nicht unnötig erschweren.

Ehe es dann heimging, gab's noch ein kleines Labsal gegen den Durst (Kaffee, Himbeerwasser, Pfefferminz oder dergleichen); denn es war heiße Sommermittagsstunde, in der solches Werken vor sich ging.

Soweit war die Sache ganz hübsch. Aber dann kam der Heimweg, auf dem wir am Seil die Karre ziehen helfen sollten. Bei besonders schwierigen Stellen tat man ja das Seine und zog feste, aber sonst geriet man wohl mal ins Träumen, und mehr als einmal mußte die Mutter mahnen, besser zu ziehen. Und sagte man dann, im guten Glauben, daß man doch zöge, dann trat die Mutter gleich den Gegenbeweis an mit der Feststellung: „Dat Se-il hängt mech äwwer su em Bore (Bogen)“. Für eine Zeitlang ging's dann wieder mal gut. Waren besonders schlechte Wegstellen oder Hindernisse zu überwinden, so zog und schob man die einzelnen Karren (2—3 waren es meistens) mit vereinten Kräften darüber hinweg.

Unterwegs wurde mehrmals Rast gemacht; es waren meist festliegende Stellen. Dabei kreiste wieder an jeder Karre die Labeflasche, und dann ging's weiter, bis man glücklich zu Hause anlangte. Glücklich und spitzbübisch froh darüber, daß einen der Förster nicht erwischt hatte. Denn mit Holzscheinen, wie sie heute üblich sind, gab man sich damals nicht ab, sondern nutzte den Mittagschlaf der Förster aus, um zu seinem Holz zu kommen.

Manchmal hatten wir das Holz auch ehrlich gekauft und in einem Schlag, den die Holzfäller verlassen hatten, wurde uns ein Abschnitt zugewiesen. In diesem konnten wir ohne Herzklopfen und nach Herzenslust — sogar mit dem Beil — Holz zusammenflicken, soviel da war. Aber schöner war's doch Holz zu holen, wenn der Förster schlief.

Zwei Reviere waren es, die wir „beglückten“: Gratenpoet und Hülsdieken. Förster König von Gratenpoet war ein guter Mann, der den Leuten, die sich so hart darum plagten, das dürre Holz schon gönnte, während Förster Ginsterblum von Hülsdieken seine Vorschriften hart und streng handhabte. Einmal, als wir gerade Rast hielten, kam Förster König daher und fragte grüßend: „Wort ihr be-im Ginsterstruk?“ — Ich glaube,

er hat seinem Herrn mindestens ebensogut gedient, wie sein gefürchteter Kollege.

Es waren meist bestimmte Gebiete, in denen wir unsere „Tätigkeit“ ausübten; An den Hanten, am Hülsenberg und am Kleiberg, im Zigeunerlager, am Siepenkothen, an der Kirchspitz, am grünen und am schwarzen Weg, einmal auch am Keksberg, wo ein großer Kiefernwald geschlagen war, und wo ich neben Waldbeeren die ersten bisher hier in der Gegend entdeckten Preiselbeeren fand. Heute steht ein dichter Fichtenwald dort, in dem die Preiselbeeren längst erstickt sind. Auf sonntäglichen Spaziergängen wurde festgestellt, wo in der Woche Holz zu ernten war, und selbst heute noch geht es uns bei unseren Sonntagswanderungen so, daß wir neben allem Gespür für die Schönheit unserer heimatlichen Wälder immer auch ein Auge für das Holz übrig haben. Und unser „Buschklepperherz“ tut uns ordentlich weh, wenn wir soviel schönes Holz liegen sehen, das keiner holt. Und froh sind wir, daß unsere alten Mütter das nicht mit ansehen müssen, die sicher vor Herzeleid vergehen würden darüber, daß sie das Holz nicht mehr holen können.

Ach ja, wenn wir nur Zeit hätten, wir würden das Erbe unserer Mütter schon antreten und uns die köstlichen Freuden des Holzammelns nicht entgehen lassen. Wir würden den Holzschein, auf den man für 50 Pfennige einen ganzen Monat lang Holz holen kann, weidlich ausnutzen. Wenn uns die alte Lust zu stark packt, geschieht's wohl auch mal, daß wir uns aufmachen und eine Tracht Holz holen. Allerdings nicht mit der Schiebkarre, sondern mit dem Fahrrad, das sich willig auch allerhand aufladen läßt. Und die Freude an dem so heimlich geholten Holz ist wieder genau so groß wie in Kindertagen.

Nachschrift:

Diese Erinnerungen wurden 1941 geschrieben. Die Notjahre nach dem zweiten Weltkrieg zwangen dann zu Spitzenleistungen auf dem Gebiete

*Ob Tag und Nacht,
ob nah und fern
Arthur und Elly
fahren Euch immer gern.*

Für Gesellschaften und Kegelklubs
empfehle ich meinen
**fabrikneuen, hochmodernen
21 Sitz-Club-Reiseomnibus**

ARTHUR MASSOTT

Omnibus-, Klubwagen- u. Personenwagen-
Reisedienst

Ratingen, Mülheimer Str. 31

Ruf 25 48

der Brennholzbeschaffung. Bei der damaligen überaus schlechten Ernährungslage wurde daraus ein hartes Fronen. Und doch liegt auch über dieser Zeit ein Schimmer, der immer mal wieder den einen oder anderen von uns sagen läßt: „Ha, eech meut noch eens su richtig bosche jonn!“

Katharina Allmacher



Die »Dicke Eiche« an der Rehhecke

Die lang Tong vom Föschter Rasch

Der aule Föschter Rasch wor staatliche Föschter, dröm hat he em Bosch vom Graf von Spee nix te bestelle. Dat hat sech ne Lengtörper Welddieb dorch dr Kopp jonn lohte on he-i leiden Schlinge tom Kaninkesfange mär ent et Revier vom Föschter Rasch. Wenn nou die Loft nit kloor wor, trokk he sech trükk en dr gräfleche Bosch, he-i wor he secher, denn dr Föschter Rasch kohm öm do henn nit noh.

Aewwer op nem juhde Dagg üwwer-raschten öm dr Föschter Rasch. De Welderer wollt jrad ne fette Haas ut dr Schlang trekke. Off och de Föschter »Halt« riep, de Lengtörper stürden sech nit dran on sprong mit sinnem Haas flöck üwer de Grenz. Als he op dr angere Sitt on domit en Secherheit woher, riep de onüsele Keel däm Rasch tou: »Du kanns mech mol...«

Dat wor däm Rasch doch e besske te vöil. Nit fuhl riet he de Flent an de Back on schoot däm Welderer en Schrottladung op dr Röckstrank. De licht de Haas falle on griep sech mett bettse Häng nom Hengerviehdel. Häste-nit-jesenn sprong he üwer dr Grave on dr Föschter Rasch riep öm noch tou: »Dat hätt se nit gedeiht, dat esch sonn lang Tong hädden!«

Theodor Sibrighausen

Wie der aul Witte vom Weldere afkohm

Vor 50 Jahren zählte der aul Witte zu den bekanntesten Persönlichkeiten unseres Walddorfes. Allerdings war sein Ruhm etwas an- und pulverrühriger Art. Daß er wilderte, erzählte jeder. Auch Witte ließ über diesen Umstand niemandem im unklaren. „Ech hann“, gestand er einmal freimütig, „mieh Rieh geschote wie der Wellem Arnolds met sinnem Dreispänner fahre kann“. Besonders am Sonntagabend bei der „Preuße Sting“ wurden die Jagdabenteuer den sachverständigen Büschern zum besten gegeben. Seine beiden aufregendsten Erlebnisse erzählt er hier selbst.

Et wor ne schöne Späthervst-Owend, dr Mond schiehn dagghell, suh reith e Wederke, om en Hipp (Reh) te schi-ete. Ech jing von Huhs aff üwer de Krebsebeek (Hasthausbach) en minne Bande. Vom Boshrank ut konnt ech senn, watt sech dieht. De Tiet wohr do, dat de Hippe kuhme mossden, denn als aule Welddieb we-ihrt mr doch, dat die Diehre de Tiet ennhaule. E paar Dagg vörher hat ech em Deppt e Rieh geschoote, on et wohr juht mügleg, dat se op mech oppassden. Met ennskohmen Rieh ahn. — fönf, säss op dr Re-ih. Et beste wuht op et Kohn jenhme — on kapafftig — dat Diehr lohng do. Jetz moss et flott jonn, denn von sonnem Knall wüht alles römm on tömm rebellig. Stark jenog wor ech, nohm dat Diehr met nem Schwong op dr Nacke, on liep domet op Huhs ahn. Ongefiehr wor ech an dr Bröck, do huhden ech jätt em Bosch lö-epe. Ech ahnden, dat se henger mech her woren, überleiden nit lang, nohm dr Jewehrlauf huch, on sprong met dämm Rieh om Nacke en de Beek on stellten mech onger de Bröck. Et durden nit lang, do kohmen nohe Schrett on twei Keels blieven op dr Bröck stonn. Ech konnt hühre, wie se seihden: „Wir haben den Kerl doch laufen sehen. Wo ist er denn hin? Er kann doch nicht einfach vom Erdboden verschwinden!“ Mech wor et arg mul-meg onger där Bröck, böss am Bukk stong ech em Water on dat Diehr dröck-den verdahl op minnem Puckel. Et Schlemmste wor, dat ech mech nit jrad stelle konnt. Et haht enn Tiet jeduht, do huht ech die Keels widder afftrecke. Ech kohm onger dr Bröck erut, kiek, of de Loft re-in wor, liep dann flöck op Huhs ahn. Et haht jo noch enns

juht jegange, äwwer Angst hann ech jenog utgestange. Vör minn Frau, et Drüttche, hann ech jeseiht — suh, jetz hätt et jebatt, jetz wüht nit mieh jeschoote. Dat hätt och en ganze Tiet juht jegange. Als ech mech äwwer von däm Schreck on von däm Schnupps erholt haht, fing dat Le-ide widder ahn, on noch manch Rieh hätt drahn jlö-ewe mödde. On doch bönn ech op ne juhde Dagg vom Weldere atfgekuhme, on dat kohm suh:

Ne schühne Bock, de mech alt dökker opjefalle wohr, stong em Bande. Op däm haht ech et affjesenn. Isch hann ech jätt spekeliert, wo on wann ech om am beste te packe krech. An nem Sonn-dagmorje wohr et su wieht. Ech jing dorch min Fei-el (Feld) op dr Bande ahn. Et wohr alles müsskesstell, on dr Dau trock am Boshrank langes. Dat hengerden mech arg am Senn (Sehen). Met enns sohr ech och jätt vör mech stonn. Ech deihten: Sollste et reskiere, udder sollste noch jätt kötter drop ahn jonn? Lang fackele konnt ech nit, dänn söss häht dat Diehr watt jewittert — onn fott wöhr et jewässt. Ech leihten min Jewehr ahn, nohm Vollkorn — ja, watt wohr datt dann — et stellten sech opreih (aufrecht) — dat wohr mech doch te klöchtig. Ech sadden et Jewehr aff, on kiek mech dat Spell jenauer ahn. To-u minnem Schreck moss ech feststelle, dat et et Traut (Gertrud) vom Bande wohr, dat schon en dr Herr-jottsfröe am Stielmuhs trække wor, weil se am Samstag nit dr to-u jekohme wor. Nä — dat wor mech äwwer suh en de Knöck jeschoote, dat ech van där Tiet ahn — Ihr könnt dat jlö-ewe udder nit — nit mieh jeschoote hann.

Jean Frohnhoff

1. März

Wanderung der Heimatfreunde nach Rahm (Führung: Hauptlehrer F. Wagner).

11. März

Herr Pastor W. Jarcke, geb. am 12. 5. 1887 in Lintorf und Mitglied des VLH, feierte sein 25-jähriges Ortsjubiläum in München-Gladbach. Im Januar konnte er bereits auf eine 40-jährige Dienstzeit als Pastor zurückblicken, die ihn von Essen über Herzogenrath und Kleve nach München-Gladbach führte.



19. März

Vortrag des Herrn Thelen (Duisburg) über „Lebensraum und Nistplätze unserer heimischen Gartenvögel“.

24. März

Die ersten Sowjetzonenflüchtlinge treffen in Lintorf ein.

Fertigstellung des Anbaus an der evgl. Schule. Das Ereignis wurde durch einen Elternabend festlich begangen. Der Bau, der den modernen pädagogischen Forderungen entspricht, planten die Architekten Baumann und Allstädt.

29. März

Fußballklub „Rot-Weiß“ Lintorf erkämpfte sich den Aufstieg in die 1. Kreisklasse.

1. April

Herr Rektor Dude (Kettwig), Mitglied des VLH, feiert sein 40-jähriges Lehrerjubiläum.

6. April

Wanderung der Heimatfreunde durch den Hinkesforst nach Kalkum (Führung: Hauptlehrer Wagner und Hauptlehrer Krumme).

18. April

Besuch der Max Clarenbach-Ausstellung im Rater Heimatmuseum durch den VLH. Frau Professor Clarenbach berichtet den Heimatfreunden über das Kunstschaffen ihres verstorbenen Gatten.

23. April

2. Vortrag des Herrn Hauptlehrers Schwarz über die Flurnamen im Bereich der Lintorfer Gemarken.

26. April

Weihbischof Cleven beschloß in Lintorf mit Visitation und Firmung seinen Besuch im Dekanat. Die Gemeinde bereitete ihm ein festliches Willkommen. Mehr als 300 Erstkommunikanten empfingen aus der Hand des Bischofs das Sakrament der Firmung.

LINTORFER CHRONIK 1953

4. Januar

Tag der Alten im VLH.

11. Januar

Hauptversammlung des Verbandes der Kriegsbeschädigten. Wiederwahl des Vorstandes: Otto Freyer, J. Kossak, J. Frohnhoff

18. Januar

Jahreshauptversammlung des VLH. Der 1. Vorsitzende Hermann Speckamp erstattete den Jahresbericht, der Aufschluß gab über die vielseitigen kulturellen Aufgaben des Vereins. Die Zahl der Mitglieder stieg von 230 auf 315.

Nach einer lebhaften Aussprache dankte Amtsbürgermeister a. D. P. Bongartz im Namen der Mitglieder dem Vorstand für die geleistete Arbeit. Herr Peter Hamacher sprach noch einmal seine Anerkennung aus über den „Tag der Alten“. Es sprach dann Hauptlehrer H. Schwarz über das Thema: „Flurnamen im Bereich der Lintorfer Gemarken“.

Leistungsschau der Lintorfer Taubenzüchter.

Jahreshauptversammlung der TuS.

19. Januar

Wanderung der Heimatfreunde nach Ratingen unter Führung des Hauptlehrers F. Wagner. Besichtigung von Haus zu Haus.

20. Januar

Die Johann Peter Melchior-Schule wurde wegen Einsturzgefahr für den Schulbesuch gesperrt. — Beschleunigte Planung für einen Neubau auf Gut „Hinüber“.

8. Februar

Familienabend des VLH im Saal Mentzen.

15. Februar

Wanderung der Heimatfreunde nach Selbeck (Führung: Hauptlehrer F. Wagner).

20. Februar

Frau Johann Poschkamp stirbt im Alter von 92 Jahren.



König-Pilsener

ist das
im ganzen Bundesgebiet
weitest verbreitete
DEUTSCHE MARKENBIER
Pilsener Brauart
mit größtem Ausstoß in diesem Spezialtyp!

*
Bevorzugen Sie die Gaststätten, die

König-Pilsener

führen; sie sind erstklassig und
– auch im Angerbezirk –
überall zu finden.

KÖNIG-BRAUEREI G.M.B.H.
DUISBURG-BEECK

• MOTORRÄDER

NSU · Horex · Zündapp · Triumph
Hoffmann „Vespa“
und „Lambretta“-Motorroller

• FAHRRÄDER

erster Markenfirmen

• NÄHMASCHINEN

Marke „PFAFF“

Damen- und Herren-Lederbekleidung

Auf Wunsch Zahlungserleichterung!

PAUL GIERTZ

RATINGEN · LINTORFER STRASSE 29

FERNRUF 34 44

Paas LINTORFER ZÜCHTUNGEN

sind im In- und Ausland Begriffe, obwohl die wenigsten wissen, wenn sie Lintorfer Züchtungen kaufen, daß Lintorf im Angerland liegt. – Paas Lintorfer Züchtungen »Hochzuchten« erhalten Sie im ganzen Bundesgebiet in jeder Samenhandlung die Wer auf Qualität legt.

PAAS & CO. Samenzucht · Samenhandlung · Gemüsesamen
Feldsamen · Blumensamen · Blumenzwiebeln



BIERBRAUEREI

Ferdinand Schumacher

D Ü S S E L D O R F · Oststraße 123/125

Ausschank im Angerland: Gaststätte Peter Holtschneider, Lintorf · Ww. Bernh. Stenger, Angermund